

JAZZFESTIVAL SCHAFFHAUSEN

Spannender Schweizer Jazz jenseits aller Klischees

6. Jazzfestival Schaffhausen, ausschliesslich mit Schweizer Jazz: Vier lange Abende, die mehr neue, auch schräge und widerborstige, aber immer spannende, gewagte Musik an den Tag gebracht haben als viele Grossfestivals.

Wozu eigentlich noch Jazzfestivals, wo jeder einigermaßen renommierte amerikanische Musiker zweimal jährlich ganz Europa abklappert und die grossen Labels jedes musikalische Zucken, kaum kreiert, mit allen möglichen Mitteln weltweit zum ultimativen Hörvergnügen emporschreiben, an dem niemand mehr vorbeikommen darf?

Die Festivalidee, in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, um auf konzentrierte Weise hierzulande unbekanntes oder selten gehörte Musik vorzustellen, ist längst zum lukrativen Joint venture von Tourismusbranche und Kulturindustrie geworden, deren Musikgeschmack sich weitgehend auf das Klingeln ihrer Kassen reduziert.

Experimentierfreudig, frech

Wo aber sind denn die paar weisen Flecken und Randbezirke auf der musikalischen Landkarte, die es noch zu entdecken gibt? Die Veranstalter des Jazzfestivals Schaffhausen zeigen, dass man gar nicht so weit suchen muss; sie verzichten in ihrem Programm auf internationale Prominenz, ja selbst auf die grossen Alten des Schweizer Jazz, und beschränken sich auf die aufstrebenden, experimentierfreudigen Jüngeren. So gibt es an ihrem kleinen Festival in der Schaffhauser Kammgarnfabrik mehr neue und spannende Musik zu hören als bei den meisten grossen Festivals der Schweiz; das Jazzfestival Schaffhausen ist die weit und breit wichtigste Werkchau des aktuellen Schweizer Jazz.

Dass die Veranstalter dabei mit der MusikerInnen Kooperative Schweiz (MKS), die dieses Jahr ihr 20jähriges Bestehen feiert, und dem Musiker-Selbsthilfe-Label Unit-Records zusammenarbeiten, ist kein Zufall. Hier sind praktisch alle wichtigen Namen der frei improvisierenden Szene zwischen Jazz und Neuer Musik versammelt. Im Gegensatz zum konventionellen Jazz gibt es hier weder einen klar be-



Doro Schürch (links) und Robin Schulkowsky vom Frauen-Oktett «65»: Nähe und Distanz. (Bild: Baumann)

grenzten Fundus an musikalischem Material noch einen mehr oder weniger verbindlichen Katalog von Spiel- und Handwerksregeln, nach der diese Musik funktioniert. Vielmehr entwickelt jede Gruppe ihre ganz individuellen Regeln des Zusammenspiels.

Tönendes Netz

«65» heisst ein Frauen-Oktett, das vor zwei Jahren im Künstlerhaus Boswil entstanden ist; Ziel des damaligen Treffens war, sich über die Situation der Frauen in dieser immer noch männerdominierten Szene klar zu werden. Das hat seine Spuren in der Musik hinterlassen: Das Material, das von allen acht Frauen eingebracht wird, ist wie die Instrumentierung ziemlich beliebig; im Zentrum der Arbeit stehen Fragen des gegenseitigen Umgangs, Fragen, wie sich die Individualität der einzelnen Musikerinnen ins Kollektiv einfügt und dennoch ausgelebt werden kann, Fragen auch der Macht, der Dominanz.

Entstanden ist daraus eine sanfte,

flussende, zuweilen tastende, zögernde, aber dennoch radikale, kompromisslose Musik mit überraschenden Klängen und viel verspieltem Humor. Die drei Sängerinnen Doro Schürch, Marianne Schuppe und Hannah E. Hänni zwitschern, zirpen, brummeln und röhren, eine singende Säge hat ebenso Platz wie eine völlig unorthodox gespielte Violine von Stevie Wishart (Trompete: Birgit Ulherr, Perkussion: Robin Schulkowsky). Soli gibt es praktisch keine, und dennoch kommen die einzelnen Musikerinnen in ihrer Eigenwilligkeit voll zum Zug.

Intensität entsteht hier nicht durch Lautstärke und Tempo, sondern gleichsam durch die Innigkeit der Kommunikation, dem Spiel von Nähe und Distanz. Die prominenten unter den acht Frauen, etwa die Saxophonistin Co Streiff, die Pianistin Claudia Ulla Binder oder die Vokalistin Doro Schürch stehen dabei durchaus nicht im Rampenlicht, sie bringen ihre Erfahrung ganz uneitel ein.

Ganz «macho» wirkt gegen diese

spinnennetzfeine Musik das Power-Sextett «May 95» des Luzerner Gitarristen Christy Doran mit den zwei Schlagzeugern Fredy Studer und Jim Meneses und zwei Bläsern, dem virtuosen Trompeter Herb Robertson und dem hervorragenden Saxophonisten Urs Leimgruber. Die Erregung des Freejazz, des Freefunk wie der Rockmusik werden hier reflektiert und zusammengebracht, so entsteht eine ungestüme, wenn zuweilen auch etwas ungeschliffene Energie-Musik, konventionell in der Konzeption mit Themen und langen Soli, aber mit dem heissen Atem und ungehemmter Expressivität.

Aufgebrochene Tradition

Ganz anders das um zwei Gäste erweiterte Agasul-Orchester des Berner Saxophonisten und Musikwissenschaftlers Jürg Solothurnmann. Er schliesst an die Tradition eines Charles Mingus oder eines Albert Ayler an, mit ausgeschrieben Themen und kollektiv entwickelten, weit ausladenden

Spannungsbögen, in denen aber auch Solopassagen durchaus ihren Platz haben. Wie Mingus sich mit der Musik seiner Herkunft, dem Gospel, auseinandersetzt, so Solothurnmann mit der Schweizer Folklore und der Blasmusik, ohne dass daraus eine augenzwinkernde Jazz-Folklore-Parodie wird.

Die wohlklingenden Bläusersätze werden immer wieder auch aufgebrochen, die Wege führen über verschlungene Pfade in den weiten Bereich der freien Musik, des zeitgenössischen Jazz und wieder zurück zu traditionellen Klängen, ein oszillierendes Spiel von Alt und Neu.

Von einer ähnlichen Konzeption aus, wenn auch ohne folkloristische Grundierung, entwickelt das schlagzeuglose Quintett «Dinner For Five» um den Zürcher Pianisten Urs Voerkel, den Bassisten Jan Schlegel und die Saxophonisten Peter Landis und Omri Ziegele eine ganz andere Musik: sublimen Klangbilder in allen Stadien der Zerfrantheit, Brüchigkeit und Gequältheit; die Tradition wird gebrochen durch ein ganz und gar anderes Lebensgefühl, ohne dass sie deshalb desavouiert wird.

Neue Spielregeln

Und schliesslich, neben sechs weiteren Gruppen, die während der vier langen Abende zu hören waren, eine kauzige multimediale Performance der Zürcher Gruppe «Köpfchen und Muskeln» mit Bildern und Skulpturen von Brüsten, Mündern, einem Penis und einem Hintern, die Schülerinnen der Zürcher Schule für Gestaltung entworfen haben. Das rudimentäre musikalische Material und die jeweilige Spielkombination der Musiker wird hier gesteuert durch das verschiedenfarbige, an- und abgeknippte Licht, das auf die Bilder und Skulpturen fällt.

So entstehen für die insgesamt neun Aufführungen jeweils in den Konzertpausen nach dem Prinzip eines Zufallsgenerators immer wieder neue Materialkombinationen, neue Instrumentenzusammenstellungen und immer wieder andere Abläufe, für die Musiker ebenso überraschend wie für die Zuschauer. Auch hier Musik als risikoreiches Experiment, als Versuch, das noch nie Gespielte, noch nie Gehörte herbeizuprovozieren.

Christian Rentsch

Grosses Echo auf kleines, aber feines Jazzfestival

Ein Blick in den Blätterwald beweist: Das Schaffhauser Jazzfestival hat sich in der Schweizer Festivalszene einen festen Platz erobert. Seine sechste Auflage stiess auch ausserhalb der Region auf grosse und durchwegs positive Resonanz. Vor allem, weil es sich von den kommerziellen Veranstaltungen angenehm abhebt und einen spannenden Einblick in die gegenwärtige Schweizer Jazzkultur gibt.

(J. K.) Das bereits zum sechsten Mal über die Bühne gegangene Jazzfestival in der Kammgarn macht jeweils auch ausserhalb der Kantonsgrenzen von sich reden. Obschon laut Kritiker- und Publikumsstimmen nicht alle vier Abende gleichermassen überzeugten, war selbst die auswärtige Presse des Lobes voll. «Der Stellenwert des in der Schweiz einzigartigen Jazzfestivals Schaffhausen», schreibt ein euphorischer Nick Lieb-

mann in der sonst eher trockenen «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ), sei heute «noch höher einzuschätzen als je zuvor». Während «Festival- und Clubprogramme europaweit beliebig austauschbar geworden sind, Nationalität und Marktwert der Musiker bedeutend mehr zählen als Originalität und Können», heisst es weiter, «vermitteln die selbstlosen Organisatoren Jahr für Jahr einen spannenden Querschnitt durch die Schweizer Jazzszene, deren immense stilistische Bandbreite hier voll repräsentiert ist».

Wider den Kommerz

Ähnlich lobend äussert sich auch Christian Rentsch in der «Basler Zeitung» und in der «Berner Zeitung» über das «kleine Festival in der Schaffhauser Kammgarnfabrik», das sich wohlthuend von den grossen abhebe. Diese seien nämlich – mit internationaler und kassenträchtiger

Prominenz, die regelmässig ganz Europa abklappert – «längst zum lukrativen Joint-venture von Tourismusbranche und Kulturindustrie» verkommen, kritisiert er. Das Programm der Schaffhauser Veranstalter dagegen verfolge als eines der wenigen die ursprüngliche Festivalidee, unbekannt oder selten gehörte Musik vorzustellen. Dank der Beschränkung auf die jüngeren, experimentierfreudigen Schweizer Jazzinterpreten sei «mehr neue, auch schräge und widerborstige, aber immer spannende, gewagte Musik zu hören als bei den meisten Grossfestivals», resümiert der Autor, der das Jazzfestival Schaffhausen als «weit und breit wichtigste Werkschau des aktuellen Schweizer Jazz» bezeichnet.

«Kultureller Weitblick»

Die – trotz absehbarer Verlustrechnung aufrechterhaltene – Leitidee des Festivals, ausschliesslich natio-



Das Schaffhauser Jazzfestival wurde von der Presse in den höchsten Tönen gelobt. Auf dem Bild Fernando Corréa von der «Jazz via Brasil Group». Aufnahme: B.+E. Bühner

nale Produktionen zu zeigen, wird im «Tages-Anzeiger» doppelt unterstrichen. «Während andere Festivals einheimischem Schaffen meist nur in den Nachmittagsprogrammen oder im kleinen Zelt nebenan eine Nische einräumen, so Urban Frye, «gibt es in Schaffhausen seit fünf Jahren gar nichts anderes zu hören». Und dies, obschon auch im Munot-Städtchen mit Jazz nur Defizite zu machen seien.

Um so löblicher die «hartnäckige Weigerung der Organisatoren» – Hausi Näf, Urs Röllin und Monika Niederhauser – «den Überlebenskampf mit kommerziellen, internationalen Schienen etwas erträglicher werden zu lassen». Frye windet zudem der Stadt und dem Kanton ein Kränzchen für die finanzielle Unterstützung und attestiert ihnen dafür gar einen «kulturellen Weitblick, der in der Ostschweiz weiter zu gehen scheint als in andern Regionen».

Schweizer Jazz-Geschichten

Jazzfestival in Schaffhausen

Am Samstag schloss das 6. Jazzfestival Schaffhausen in der Kammgarn mit einem soliden, aber etwas starren Set brasilianischer Rhythmen der Gruppe «Jazz via Brasil» des Saxophonisten Rodrigo Botter Maio. Mit der Leitidee, ausschliesslich nationale Produktionen zu zeigen, ist das Festival zu einer wichtigen Werkschau der Schweizer Jazz-Szene geworden.

■ VON URBAN FRYE

Während andere Festivals einheimischem Schaffen meist nur in den Nachmittagsprogrammen oder im kleinen Zelt nebenan eine Nische einräumen, gibt es in Schaffhausen seit fünf Jahren gar nichts anderes zu hören. Und obwohl auch im Munot-Städtchen mit Jazz nur Defizite zu machen sind, weigern sich die Organisatoren glücklicherweise hartnäckig, den Überlebenskampf mit kommerziellen, internationalen Schienen etwas erträglicher werden zu lassen. Dass sie dabei zumindest vorläufig auch von Stadt und Kanton weiterhin finanziell unterstützt werden, zeugt von einem kulturellen Weitblick, der in der Ostschweiz weiter zu gehen scheint als in andern Regionen.

Erstmals wurde einem Musiker eine Carte blanche vergeben. Der Luzerner Gitarrist Christy Doran grupperte um seine langjährigen Om-Gefährten Urs Leimgruber und Fredy Studer drei weitere Musiker, den Drummer Jim Meneses, den Trompeter Herb Robertson und Kevin Bruce am Bass.

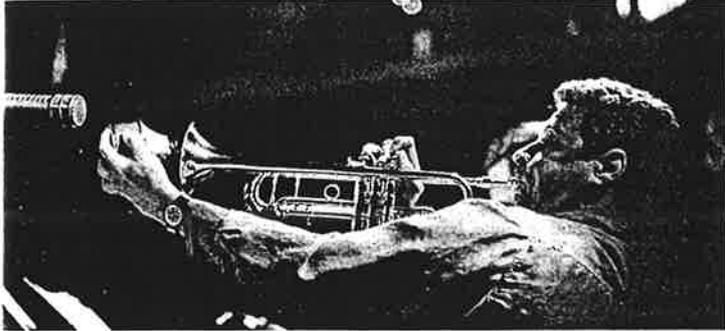
Sinn für poetische Momente

Wichtiger aber waren die beiden Abende, die zwei Unternehmen als Fenster zur Verfügung gestellt wurden, die während Jahren die Schweizer Jazzszene entscheidend mitgeprägt haben, die «MusikerInnen-Kooperative Schweiz» und das Label «Unit Records», die beide von Urs Blöchliger mitbegründet wurden. Nach dem schwergewichtig der Improvisation gewidmeten Abend der Kooperative mit dem Vocal-lastigen Frauenorchester «65» und dem «Agasul Orchester plus» um den Saxophonisten Jürg Solothurnmann hat Unit für den Freitag ein Programm unter dem Titel «3 Unit-Geschichten» zusammengestellt. Als erstes die Westschweizer Gruppe «Nocturne Schématique» des Poetsaunisten Yves Massy, dessen sublimen kammermusikalischen Kompositionen von einem grossen Sinn für poetische Momente zeugen. Peter Landis und Jan Schlegel, Blöchlingers Weggefährten in der Legfek-Band, haben die Herausforderung angenommen und mit «Dinner for five» ein neues Projekt mit zum Teil rockigen Themen gestartet. Während sich bei diesem Set Spannung und Anspannung über weite Strecken die Hände gaben, überzeugte die Gruppe «Europe» des Pianisten Michel Wintsch durch das leichte und gelöste freie Improvisieren innerhalb vielschichtiger, suiteartiger Kompositionen.

Den letzten Abend bestritten neben Botter Maio zwei Musiker, die sich zwar nicht der Avantgarde verschrieben, sich dafür aber in der traditionelleren Szene einen Stammplatz erspielt haben. Als erstes der Gitarrist Roberto Bossard, in dessen Gruppe der schwedische Trompeter Lars Lindvall mit lyrischen Soli die Sinne betörte und danach das Trio des technisch versierten Pianisten Chris Wiesendanger, der aber immer noch auf der Suche nach einer eigenständigen Sprache zu sein scheint.

6. Jazzfestival Schaffhausen

Schweizer Jazz – jenseits der Klischees



Herb Robertson vom Power-Sextett «May 95».

Foto Rolf Baumann

Wozu eigentlich noch Jazz-Festivals, wo jeder einigermaßen renommierte amerikanische Musiker zweimal jährlich ganz Europa abklappert und die grossen Labels jedes musikalische Zucken, kaum kreierte, mit allen möglichen Mitteln weltweit zum ultimativen Hörvergnügen emporschreien? Die Festivalidee, in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, um auf konzentrierte Weise hierzulande unbekannt oder selten gehörte Musik vorzustellen, ist längst zum lukrativen Joint-venture von Tourismusbranche und Kulturindustrie geworden.

Wo aber sind denn die paar weisen Flecken und Randbezirke auf der musikalischen Landkarte, die es noch zu entdecken gibt? Die Veranstalter des Jazzfestivals Schaffhausen zeigen, dass man gar nicht so weit suchen muss; sie verzichten in ihrem Programm auf internationale Prominenz, ja selbst auf die grossen Alten des Schweizer Jazz, und beschränken sich auf die experimentierfreudigen Jüngeren. So gibt es an ihrem kleinen Festival in der Schaffhauser Kammgarnfabrik mehr neue und spannende Musik zu hören als bei den meisten grossen Festivals der Schweiz; das Jazzfestival Schaffhausen ist die weit und breit wichtigste Werkschau des aktuellen Schweizer Jazz.

Dass die Veranstalter dabei mit der

MusikerInnen Kooperative Schweiz (MKS), die dieses Jahr ihr 20-Jahre-Jubiläum feiert, und dem Musiker-Selbsthilfe-Label Unit-Records zusammenarbeiten, ist kein Zufall. Hier sind praktisch alle wichtigen Namen der frei improvisierenden Szene zwischen Jazz und Neuer Musik versammelt.

Spinnennetzfeiner Frauen-Jazz

«65» heisst ein Frauen-Oktett, das vor zwei Jahren im Künstlerhaus Boswil entstanden ist; Ziel des damaligen Treffens war, sich über die Situation der Frauen in dieser immer noch männerdominierten Szene klar zu werden. Das hat seine Spuren in der Musik hinterlassen: Das Material, das von allen acht Frauen eingebracht wird, ist wie die Instrumentierung ziemlich beliebig; im Zentrum der Arbeit stehen Fragen des gegenseitigen Umgangs, Fragen, wie sich die Individualität der einzelnen Musikerinnen ins Kollektiv einfügt und dennoch ausgelebt werden kann, Fragen auch der Macht, der Dominanz. Entstanden ist daraus eine sanfte, fließende, zuweilen tastende, zögernde, aber dennoch radikale, kompromisslose Musik mit überraschenden Klängen und viel verspieltem Humor. Die drei Sängerinnen zwitschern, zirpen, brumeln und röhren, eine singende Säge hat ebenso Platz wie eine völlig unor-

thodox gespielte Violine. Soli gibt es praktisch keine, und dennoch kommen die einzelnen Musikerinnen in ihrer Eigenwilligkeit voll zum Zug. Intensität entsteht hier nicht durch Lautstärke und Tempo, sondern gleichsam durch die Innigkeit der Kommunikation, das Spiel von Nähe und Distanz. Die prominenteren unter den acht Frauen, etwa die Saxophonistin Co Streiff, die Pianistin Claudia Ulla Binder oder die Vokalistin Doro Schürch, stehen dabei durchaus nicht im Rampenlicht, sie bringen ihre Erfahrung ganz uneitel ein.

Ganz «macho» wirkt gegen diese spinnennetzfeine Musik das Power-Sextett «May 95» des Luzerner Gitarristen Christy Doran mit den zwei Schlagzeugern Fredy Studer und Jim Meneses und zwei Bläsern, dem virtuosen Trompeter Herb Robertson und dem hervorragenden Saxophonisten Urs Leimgruber. Die Errungenschaften des Freejazz, des Freefunk wie der Rockmusik werden hier reflektiert und zusammengebracht, so entsteht eine ungestüme, wenn zuweilen auch etwas ungeschliffene Energie-Musik, konventionell in der Konzeption mit Themen und langen Soli, aber mit heissem Atem und ungehemmter Expressivität.

Ganz anders das um zwei Gäste erweiterte Agasul-Orchester des Berner Saxophonisten und Musikwissenschaftlers Jürg Solothurmann. Er schliesst an die Tradition etwa eines Charles Mingus oder eines Albert Ayler an, mit ausgeschriebenen Themen und kollektiv entwickelten weit ausladenden Spannungsbögen, in denen aber auch Solopassagen durchaus ihren Platz haben. Wie Mingus sich mit der Musik seiner Herkunft, dem Gospel, auseinandersetzt, so Solothurmann mit der Schweizer Folklore und der Blasmusik, ohne dass daraus eine augenzwinkernde Jazz-Folklore-Parodie wird. Die wohlklingenden Bläusersätze werden immer wieder auch aufgebrochen, die Wege führen über verschlungene Pfade in den weiten Bereich der freien Musik, des

zeitgenössischen Jazz und wieder zurück zu traditionelleren Klängen, ein oszillierendes Spiel von alt und neu.

Von einer ähnlichen Konzeption aus, wenn auch ohne folkloristische Grundierung, entwickelt das schlagzeuglose Quintett «Dinner For Five» um den Zürcher Pianisten Urs Voerkel, den Bassisten Jan Schlegel und die Saxophonisten Peter Landis und Omri Ziegele eine ganz andere Musik: sublimen Klangbilder in allen Stadien der Zerfrantheit, Brüchigkeit und Gequältheit; die Tradition wird gebrochen durch ein ganz und gar anderes Lebensgefühl, ohne dass sie deshalb desavouiert wird.

Köpfchen und Muskeln

Und schliesslich, neben sechs weiteren Gruppen, die während der vier langen Abende zu hören waren, eine kauzige multimediale Performance der Zürcher Gruppe «Köpfchen und Muskeln» mit Bildern und Skulpturen von Brüsten, Mündern, einem Penis und einem Hintern, die Schülerinnen der Zürcher Schule für Gestaltung entworfen haben. Das rudimentäre musikalische Material und die jeweilige Spielkombination der Musiker wird hier gesteuert durch das verschiedenfarbige, an- und abgeknipste Licht, das auf die Bilder und Skulpturen fällt. So entstehen für die insgesamt neun Aufführungen jeweils in den Konzertpausen nach dem Prinzip eines Zufallsgenerators immer wieder neue Materialkombinationen, neue Instrumentenzusammenstellungen und immer wieder andere Abläufe, für die Musiker ebenso überraschend wie für die Zuschauer.

Die vier Tage Schaffhauser Jazzfestival, ausschliesslich mit Schweizer Jazz, haben mehr neue, auch widerborstige, aber immer spannende Musik an den Tag gebracht, als all die vielen Grossfestivals dies tun, die mit ihren Superstars die jugendliche Kundschaft während des ganzen Sommers locken und reizen.

Christian Rentsch

Multiphone Etüden und allerlei Projekte

Eröffnungsabend des 6. Jazzfestivals Schaffhausen

Zu einer Zeit, in der Festival- und Clubprogramme europaweit beliebig austauschbar geworden sind, Nationalität und Marktwert der Musiker bedeutend mehr zählen als Originalität und Können, ist der Stellenwert des in der Schweiz einzigartigen Jazzfestivals Schaffhausen, das bereits zum sechstenmal in der *Kammgarn Fabrik* stattfindet, noch höher einzuschätzen als je zuvor. Die Namen der grossen internationalen Stars, die oft genug, ausgebrannt und gezeichnet vom Tourneestress, noch schnell in Schweizer Städten Pflichtkonzertchen absolvieren, sucht man nämlich im Schaffhauser Programmheft vergebens. Dafür vermitteln die selbstlosen Organisatoren Jahr für Jahr einen spannenden Querschnitt durch die Schweizer Jazzszene, deren immense stilistische Bandbreite hier voll repräsentiert ist.

Bereits am Eröffnungsabend war ein das interessierte Publikum forderndes Kontrastprogramm zu erleben, das spannungsreiche Momente und aussergewöhnliche Episoden umfasste. Den An-

keit und schönem Klang blies Bühler sodann vielschichtige Melodiegeflechte in den Raum, um schliesslich mit einer an Ornette Coleman erinnernden Spontankomposition abzuschliessen. Jazz oder Nichtjazz – das könnte zwar hier auch die Frage sein, deren Beantwortung allerdings angesichts von so viel Expressivität und Schönheit wenig Bedeutung zukommt.

Das Quintett *Köpfchen und Muskeln* hat schon immer versucht, bildende Kunst und Musik zusammenzubringen. In Zusammenarbeit mit der Fachklasse für visuelle Gestaltung WFG der Höheren Schule für Gestaltung Zürich haben die einfallsreichen Künstler nun einen Kammgarn-Raum eingerichtet, wo mehrmals täglich eine Vorführung des rätselhaften, ambitiösen «Gesamtkunstwerks» gegeben wird. Man merkt wohl, dass die jungen Originalinskas an der Sache gearbeitet haben: die Motive kamen geschlossen daher, die rockigen und die geräuschhaften, durch den Raum wandernden Klänge übten einen gewissen Reiz aus. Allein, der Bezug zu den wechselweise beleuchteten, recht derben Objekte war, gelinde gesagt, nicht gerade evident.

Etwas weniger intensiv gearbeitet haben wohl die Musiker um den Luzerner Gitarristen *Christy Doran*, der von den Schaffhauser Veranstaltern «Carte blanche» für ein «Projekt» erhielt. Der Auftritt des Sextetts geriet zur eindrucklichen Demonstration der Grenzen solcher Unterfangen, die in der Regel zum Scheitern verurteilt sind. Die Probezeit war offensichtlich zu kurz, um die komplexen, rockigen, oft an die berühmte «Bitches brew»-Session von Miles Davis erinnernden Doran-Originals optimal einzustudieren. Nicht nur zwischen den beiden Drummern der Gruppe (*Jim Meneses* und *Fredy Studer*) gab es rhythmische Unstimmigkeiten – der für diese Musik unbedingt notwendige «Groove» wollte sich deshalb nie einstellen. Auch die Bläser (der amerikanische «Pyrotechniker» *Herb Robertson* an der

Else Lasker-Schülers (Welt-)Flucht

Eine Inszenierung zum 50. Todestag

Seite «Zürcher Kultur»

fang machte der Zürcher Altsaxophonist *Hermann Bühler* mit einem geschickt aufgebauten Solorezital. Bühler baute seine wunderschönen, leicht nachvollziehbaren Etüden auf kurze, einprägsame Motive, die er jeweils mehrmals wiederholte. Die erste Episode, eine Studie für verblüffende multiphone Effekte, erinnerte an indische Ragas und Ravelsche Melodien; die durch Zirkularatmung im Fluss gehaltene zweite Studie war geprägt von virtuosen Girlanden, sich stets verändernden Arpeggi. Mit französischer Leichtig-

Trompete und der Doran-Vertraute *Urs Leimgruber* an den Saxophonen) konnten sich nicht so ganz finden. Da gelang es auch dem überaus routinierten Bassgitarristen *Kevin Bruce Harris* nicht mehr, diese ad hoc zusammengewürfelte «Band» zu einer Band zusammenschweissen. Gute Momente ergaben sich dennoch da und dort, vor allem während der eingestreuten freien Improvisationen. Das Schaffhauser Jazzfestival dauert noch bis zum Samstag. Am Freitag, 19. Mai, präsentiert das Zürcher Plattenlabel Unit drei unterschiedliche Gruppen, während es am Samstag, 20. Mai, bedeutend herkömmlicher zu und her gehen wird.

Nick Liebmann

Neue Zürcher Zeitung

46 Freitag, 19. Mai 1995 · Nr. 115

Spielfreude, Ironie und Basisdemokratie

Luba. Der zweite Abend des Schaffhauser Jazz-Festivals brach- te am Donnerstag zwei musikalisch und emotionell überaus reiche Konzerte: eine rotzfreche und subtile, harmonisch und rhythmisch völlig freie Musik der Acht-Frauen-Gruppe «65» und eine spannende, ironische Syntese von Volksmusik und Jazztradition des Agasul-Orchesters um Jürg Solothurnmann.

Die drei Stimmakrobatinnen, zwei Bläserinnen, die Pianistin, die Percussionistin und die Geigerin spielten ein radikales Set, in dem vom Jazz kaum etwas übrig blieb und doch eine kräftige neue Musik mit viel Freiräumen entstand. Was Demokratie auch sein könnte, demonstrierten die Frauen auf eindrückliche Art: Meinungen, Haltungen und Ausdruck in ihrer ganzen Vielfalt stehen lassen, wahrnehmen, aufgreifen und in eine kollektive, unhierarchische Kraft verwandeln, in der die einzelnen Individuen noch klar spürbar sind. Die Musikerinnen hörten einander genau zu und liessen eine grosse Vielfalt an Energieformen und Klängen zu, in immer wieder neuen Teilbesetzungen, mit lebendigen Zwiesgesprächen.

Spannend waren alleine schon die drei verschiedenen Stimmen: Hanna E. Hänni mit ihrem Spektrum von Obertongesang bis frühlinghaftem Balzgeröhre, Marianne Schuppe, die verhalten und subtil mehr um ein inneres Zentrum sang, einen Kernpunkt einkreisend, und Doro Schürch, die mit viel Witz und Virtuosität mit Stimme und Singsäge spielte, wobei die Stimme oft wie die Säge klang und umgekehrt. Formal wurden

die schlüssigen und nie zu langen Improvisationen von der hochpräzisen, archaischen Hexenpercussionistin Robin Schulkowsky zusammengehalten. Das Konzert war über die

Musik hinaus ein Lehrstück für freie Kommunikation.

Appenzeller Freepower

Das zweite Konzert des Abends setzte die Musikalität und Ironie des ersten fort, wenn auch auf einer anderen Ebene. Es brauchte etwas Umgewöhnung, um sich auf diese dichte, packende, aber den Zuhörer und die Zuhö- rerin auch mehr zudeckende Musik einzustellen.

Das Agasul Orchester plus schöpft aus dem reichen Fundus der experimentelleren schwarz-afrikanischen Jazzgeschichte von Mingus und Dolphi bis zu

Albert Ayler, an dessen Verbindung von Folkformen mit freien Ausbrüchen mich die Musik zeitweise erinnerte. Die improvisierten und hochpräzisen ausgesprochenen Teile verzahnten sich hier meistens kräftig, nicht zuletzt dank der tierisch guten Rhythmusgruppe um den Schlagzeuger Dieter Ulrich und den Bassisten Thomas Hirt, die kaltschnäuzig Tempi und Farben wechselten und wie einst Mingus und Dani Richmond die Band kurz durcheinanderwirbelten. In Stücken wie «Der Stau hat sich aufgelöst» und «Die Schweiz wartet ab» gelang der Gruppe eine sehr über-

zeugende Fusion verschiedenster Stilelemente, die nur selten etwas didaktisch daherkam. Den solistischen Glanzpunkt setzte die Akkordeonistin Ingeborg Poffet mit einem harmonisch gewagten Unisono-Solo von Handorgel und Stimme und optisch das Hemd des Bandleaders Jürg Solothurnmann, der aussah wie ein Schweizer Tourist im feuchten Nairobi.

Nach einer Zugabe verabschiedete sich diese bestechende Band vom Publikum, welches nicht sehr zahlreich erschienen war an diesem Abend, aber sehr konzentriert zuhörte. Die Trennung zwischen geselliger Beiz-

und Konzertraum klappte für einmal bestens, das leidige Zappeln zwischen der Musik und dem vielgepflegten «Ja-wa-du-bisch-au-do» blieb aus, was nicht zuletzt für die Musiker/innen spricht.

Zwiespältiger Eröffnungsabend

Musikalisch einen zwiespältigen Eindruck hinterliess der Eröffnungsabend. Sowohl der Altsaxophonist Hermann Bühler wie der Gitarrist Christy Doran mit seinem Projekt schlüpfen in grosse Schuhe, in denen sie sich zwar oft spannend, aber auf die Länge nicht ohne Stolpern bewegten. Es war eine schöne Idee der Veranstalter, das Festival wie vor zwei Jahren wieder mit einem Solokonzert zu eröffnen, und Hermi Bühler ging mit viel Mut in diese äusserst anspruchsvolle Aufgabe, spielte von einfachen melodiosen Formen aus und entwickelte diese feinsinnig und transparent vor allem klanglich linear weiter, oft bis zur Polytonalität. Dass Bühler diese Einfachheit pflegte und nie bei selbstzweckhaftem Virtuositum landete, war stark. Es gelang ihm so auch, eine offene, kräftige Stimmung aufzubauen und sie über das ganze Konzert zu halten.

Mit zunehmender Spieldauer traten aber auch vorläufige Schwächen des Solisten zutage: Es fehlt seinen Improvisationen etwas an kompositorischer Vielfalt, was auch damit zu tun hat, dass sich Bühler emotionell in einem kontrollierten, engen Spielraum bewegt, sich kaum vom Unbewussten kurz in neue

Fortsetzung azzfestival

Strömungen reissen lässt und so manchmal etüdenhaft am Kern der improvisierten Musik vorbeispielt.

Licht und Schatten bei Christy Doran

Im zweiten Konzert vom Donnerstagabend versuchte Christy Doran mit zum Teil hervorragenden Mitmusikern (vor allem dem Saxophonisten Urs Leimgruber und dem Trompeter Herb Robertson) die Quadratur des Kreises, eine Synthese zwischen Rock, Jazz und freier Musik mit ausgeschriebenem und improvisierten Teilen. Ein sehr anspruchsvoller, aber überaus spannender Ansatz, an dem schon viele gescheitert sind und mir nur Shannon Jacksons «Decoding Society» in ihren besten Zeiten und Tim Berne mit seinen langjährigen exzellenten Mitmusikern als gelungene Beispiele einfallen.

Beim Konzert der Projektband wechselten dann auch Licht und Schatten in rascher Folge: Die spannenden, Be-Bop-lastigen Themen mit abrupten Wechseln und Brüchen, von denen aber zum Teil auch die Musiker überfordert schienen, mündeten in kräftige Soli, während denen aber hinten und untendurch, trotz zwei Schlagzeugern, kaum mehr etwas lief, im schlimmsten Fall ein phantasie- loser, undynamisch gespielter Groove mit ein paar eingebröselten Funk-Licks der schalen Sorte. Das Problem der schlüssigen Wechsel zwischen freien und ausgeschriebenem Teilen hat Doran in seiner Musik noch nicht gelöst, und es lässt sich auf Projektebene auch kaum lösen. Schade drum, denn einzelne Teile waren kräftig.



Die Sängerin Doro Schürch und die Percussionistin Robyn Schulkowsky erzeugen neue Klangwelten

Auf Reisen hin zur Einfachheit

Hermann Bühler eröffnete das 6. Jazzfestival

Das 6. Jazzfestival Schaffhausen ist eröffnet. Eingeleitet hat es der 33jährige Saxophonist Hermann Bühler mit einem Solokonzert, das die aufmerksamen Zuhörerinnen und Zuhörer vor allem durch seine Sorgfalt, Behutsamkeit und die grosse, fast meditative Ruhe in seinen Bann zog.

Es ist nicht das erste Mal, dass ein Musiker mit einem Soloprogramm das ebenso reiche wie reichbefruchtete Schaffhauser Jazzfestival eröffnet. Doch so unprätentiös, einfach, und stilsicher hat es vor Hermann Bühler noch keiner getan. Die Extravertiertheit eines Michel Besson etwa, der vor zwei Jahren das Publikum mit waghalsiger Akkordeon-Artistik unterhielt, ist dem 33jährigen Saxophonisten Hermann Bühler fremd. Nicht auf Effekte setzt er, obwohl er bei seinen handwerklichen Fähigkeiten auch damit durchkäme, ohne platt zu wirken. Die Einfachheit scheint er zu suchen, die Einfachheit sowohl des Tones als auch die der Struktur.

Ausgehend von nicht immer vertraut, aber durchwegs durchsichtig

tönenden Melodiefragmenten nahm Hermann Bühler seine Zuhörer auf eine imaginäre Reise mit. Mit grosser Sorgfalt führte er sein Publikum: Gab ihm Sicherheit, wo es unsicher hätte werden können, und liess es Ungewohntes entdecken, wo das Terrain sicher war. So gestützt und dennoch frei, war es leicht, unbekannte Räume zu entdecken und neue Ausblicke zu gewinnen.

Wahrscheinlich vermag Kunst – egal ob Literatur, Malerei oder Musik – sowieso nicht mehr, als zu assoziativen Reisen zu verführen. So betrachtet, hätte dieser Auftakt kaum stimmungsvoller sein können. Einzig Bühlers Ton hätte man sich da und dort noch etwas elastischer, vielleicht gar lyrischer gewünscht. Doch andererseits hätte vielleicht gerade das die klare Stimmung getrübt. Ein wenig Distanz und Kühlheit gehören zu diesem Musiker – sie sind in der sicheren Behutsamkeit und bedächtigen Sorgfalt gut aufgehoben (eine ausführliche Besprechung des Auftritts von Christy Doran folgt morgen Freitag).
Sandro Stoll



Ein unprätentiöser Auftakt: Hermann Bühler eröffnete das 6. Jazzfestival.
Aufnahme: Eric Bühler



Ein ambivalenter Auftritt: Neben gutem, sattem Groove hörte das Jazzfestival-Publikum auch viel Unfertiges von Christy Dorans Ad-hoc-Sextett. Die angestrengten Blicke in die Noten sprechen Bände...



Hommage an die Heiterkeit

Als die acht Frauen vor 25 Monaten als «Boswiler Oktode» zum ersten Mal miteinander auf der Bühne standen, muss das wie ein ganz schön mutiges Experiment geklungen haben. Doch das ist lange her, und gestern war (fast) alles anders, nicht bloss der Name der Band.

(sst.) An eine gute alte, vertraute Partnerschaft erinnern die ersten zwanzig Minuten des Auftritts von «65», an ein Gespräch, unangestrengt und reich an unbedrohlichen Pausen. Der Stille gilt der erste Teil, dem wichtigsten Sound der Musik. Doch mit der Stille und den Pausen allein lassen sich nur Zwiesgespräche führen.

Die Öffnung hin zu mittelsamerikanischen Formen – und damit auch der Brückenschlag zum Publikum – löst an diesem Abend die amerikanische Percussionistin Robyn Schulkowsky aus. Je länger das Konzert dauert, desto mehr wird sie zum Zentrum der Band, zum klanglichen Kontrapunkt und zur Vermittlerin zwischen Bühne und Zuschauer. Es sind nicht nur die erdig-tief gestimmten Toms, nicht bloss die vorwärtsdrängenden Rhythmen, die an diesem Abend den Bann brechen. Es ist der Umgang mit den Vorgaben, die Robyn Schulkowsky zur wichtigsten Figur machen. Sie ist es, die am besten zuhört, die am schnellsten reagiert. Sie ist es, die der Band mit ihren sicheren Reflexen einen Körper gibt und ihre Mitmusikerinnen in Ausgelassenheit und Heiterkeit führt. – In eine Heiterkeit, an der gestern schliesslich auch das Publikum teilnehmen konnte.



Stevie Wiesharts Exkurs über die Leichtigkeit der Dreherei.

All Stars – wenige Glanzlichter

Christy Dorans «May 95 Sextett» hält nicht ganz, was es verspricht

Die Erwartungen sind natürlich sehr hoch, wenn ein berühmter Musiker eine Band mit Stars seiner Wahl zusammenstellen darf – die Messlatte am obersten Punkt gewissermassen. Christy Doran und sein «May 95 Sextett» haben sie leider nur selten übersprungen.

VON DANI LEU (TEXT) UND ERIC BÜHRER (AUFNAHMEN)

Wenn die Post am Mittwochabend in der Kammer dann wirklich mal abging, wurde unzweifelhaft klar: Hier sind Meister am Werk. Dass diese Meister keine Trivialkompositionen spielen wollen, ist verständlich. Dass Dorans vertrackte Themen einiges an Lesekunst abverlangt, leuchtet ein. Das Publikum will das aber nicht hören; es interessiert nicht, dass die Band das ganze Material in nur zwei Proben erarbeitet hat. So war es denn über weite Strecken an der Grenze zur Peinlichkeit, mitzuerleben, wie die Musiker verkrampt in ihre Noten starteten und ihr Bestes zu

geben versuchten. Auch Köpfer müssen üben, und sonst sollen sie bitte leichtere Literatur auswählen.

Auch in den freieren Teilen wurde oft schmerzhaft klar, dass das Ganze oben mehr ist als die Summe seiner Teile. Über weite Strecken wirkten die Kollektivimprovisationen beliebig, zusammengewürfelt aus vielen guten Stücken, aber ohne grosse Kraft zusammengefügt, mit wenig Spielwitz und ohne künstlerische Grandiosität dargeboten. Erst nach längerer Zeit wurde die Band homogener; die Musiker mussten sich zusehens auf der Bühne erst kennenlernen. Das spiegelte sich auch in den Reaktionen des Publikums: Bei leisen Stellen wurde unverfroren geplaudert, der Applaus war – typisch schaffhauserisch – zwar nicht gerade mager, aber auch nicht so, dass man Begeisterung gespürt hätte.

Grosses Potential war da

Dass ein grosses Potential in dieser Band lag, wurde glücklicherweise immer wieder hörbar in den Solo-

parts und in einigen Duoppassagen. Dass Musik als «Gegenwartskunst nicht partout «schön» zu sein hat, ist – zwar nicht bei allen – aber doch in breiten Kreisen akzeptiert. Kunst als Spiegel der Welt, als Verarbeitung der Geschehnisse in uns und um uns herum müsste nach dieser Konzeption sogar über weite Strecken noch «wüster» sein. So verstanden war Christy Dorans elektrisches, stark verzerrtes Gitarrensolo ein grosses Stück. Wunderbar war auch, wie diese Exkursion in die schrecklichen Gefilde von Bass (Kevin Bruce Harris) und Bläserersatz aufgefangen wurde (Urs Leimgruber, Sax; Herb Robertson, Trompete): ... nach jedem Regen scheint die Sonne.

Drummer enttäuschten

Enttäuschend wiederum war die «drum battle» zwischen den beiden Schlagzeugern Jim Meneses und Fredy Studer (wer hat sie nicht erwartet, angesichts der beiden bombastischen «Küchen» am Bühnenrand?). Kein Feuerwerk, keine Kom-

munikation, keine Spannung, wenig Dynamik und so auch die Publikumsreaktion: kein Szenenapplaus, keine Betroffenheit und zum Schluss ein braver Anstandsapplaus.

Schwächen des Konzepts

Sollte jetzt der Eindruck entstanden sein, das ganze Konzert sei langweilig und fade gewesen, dann trifft dies nicht zu. Immer wieder verstanden es die Musiker zu zeigen, was man eigentlich über die ganze Strecke hätte erwarten dürfen: guten, sattem Groove auf hohem Niveau. Dass nach nur zwei Proben noch vieles wacklig ist, kann man nachvollziehen: Aber muss man es sich bieten lassen? So fällt den ein Teil der Kritik auch aufs Konzept der Veranstalter zurück: Eine «All-Star-Band» ist leider noch lange keine Garantie für gute Musik. Gute Einzelteile wären vorhanden gewesen. Die Kunst wäre jedoch gewesen, daraus etwas Volles und Rundes herzustellen. Dies ist nur teilweise gelungen. Oder nochmals: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.

Kommerziell uninteressant

Mit drei Formationen stellt sich morgen das Platten-Label Unit, ein Non-Profit-Unternehmen, getragen vom V.I.M.S., dem Verband improvisierender MusikerInnen der Schweiz, dem Festivalpublikum vor.

(pan.) «Improvisierte Musik ist für Veranstalter wie für Plattenfirmen eine heikle Angelegenheit, denn sie hat nicht primär Unterhaltungscharakter, sondern verlangt dem Konsumenten einiges an Engagement ab. Daher ist das Publikum für diese Kunstform vergleichsweise klein», erklärt Pius Knüsel, Geschäftsleiter des V.I.M.S. «Das macht frei improvisierte Musik für eine kommerzielle Nutzung natürlich uninteressant. Ein Platten-Label verdient an einer verkauften CD rund zehn Franken; rentieren kann eine Scheibe bei einem durchschnittlichen Produktionsaufwand von 20000 Franken also erst ab zweitausend verkauften Exemplaren, und solche Auflagenzahlen sind in dieser Musiksparte kaum zu erreichen», so Knüsel.

Das Label Unit, dessen Administrativkosten vom Bundesamt für Kultur gedeckt werden, verzichtet auf eine Beteiligung am Verkaufserlös. Die Musiker und Musikerinnen bezahlen zwar die Produktionskosten selber, die Organisation von der Gestaltung des Covers bis hin zum Wichtigsten, dem Vertrieb (in Zusammenarbeit mit dem Pop-Label RecRec), übernimmt Unit. Kein Wunder, hat das Selbsthilfe-Label einen enormen Andrang. Zusätzlich macht ein auch international sehr guter Ruf (der jährliche Absatz liegt in der Schweiz bei rund 2000, im Ausland bei etwa 1500



Pius Knüsel mit einem «seiner» Werke. Aufnahmen: B. + E. Bühler

CDs) Unit für improvisierende Musiker zu dem Einsteiger-Label schlechthin; und dass auch Leute, die durchaus bei kommerziellen Plattenfirmen unterkommen könnten (z. B. Fredy Studer und Christy Doran), bei Unit publizieren, erleichtert den Newcomern, die im selben Programm vertrieben werden, den Weg zum Hörer. Ein Wermutstropfen ist allerdings das kleiner werdende Publikum für rein improvisierte Musik: «Das Interesse an dieser (schwierigen) Musik lässt in letzter Zeit spürbar nach, das heisst, unser Publikum hat inzwischen ein Alter von 30 bis 40 Jahren, und von unten wächst nichts nach. Es sind wieder vermehrt Strukturen gefragt, und diesem Trend müssen auch wir entgegenkommen und die stilistischen Grenzen etwas weiter stecken.»

Die Dominanz der Männer

Zum ersten Mal in der Geschichte des Jazzfestivals Schaffhausen stand gestern abend eine Frauengruppe auf der Bühne. Die acht Frauen, die vor zwei Jahren unter dem Namen Boswiler «Oktode» für Aufsehen sorgten, haben sich unter dem Namen «65» erneut zusammengesetzt. Und wieder stellt sich die Welt vorab die Frage: Warum eine Frauenband? Wir sprachen mit Robyn Schulkowsky, Schlagzeugerin, und Co Streiff, Saxophonistin.

Schaffhauser Nachrichten: Taucht irgendwo eine Band wie die Eure auf, wird sofort über Frauen, Frauen in der Musik, Frauen in einer von Männern dominierten Gesellschaft geredet und geschrieben. Selten ist nur die Musik das Thema. Argert Euch das, oder ist das bei Euch Programm?

Robyn Schulkowsky: Als ich gestern die Leute vom Christy-Doran-Sextett in ihrem Bus verschwinden sah, dachte ich bei mir: «Es fällt niemandem ein, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum hier nur Männer dabei sind.» Bei einer Frauenband ist das allerdings zwangsläufig etwas anderes, und obwohl für uns die Musik eindeutig im Vordergrund steht, verstehen wir, dass unsere Besetzung ein Thema ist...

Co Streiff: ... Ich finde es auch in Ordnung, dass wir da und dort Anlass dazu geben, dass über die Position der Frauen im Jazz nachgedacht wird. Aber als Bandmitglieder sind wir keine Aktivistinnen in Frauenrechtsfragen, sondern in erster Linie Musikerinnen und möchten auch als solche wahrgenommen werden.

SN: Wie sieht sie denn aus, die Position der Frauen im Jazz?

Schulkowsky: Es gibt halt einfach sehr wenige. Die meisten von uns waren früher so etwas wie Pionierinnen, meistens die einzigen Studentinnen in unseren Klassen. Heute sind mehr Frauen im Geschäft, aber trotzdem ist die Dominanz der Männer nicht zu übersehen.

SN: Und dagegen wollt Ihr etwas unternehmen.

Streiff: Ja, sicher. Zum Beispiel durch unsere Zusammenarbeit und den gegenseitigen Erfahrungsaustausch. Im übrigen sind praktisch alle von uns in irgendeiner Form kulturpolitisch aktiv; in der MusikerInnen Kooperative Schweiz (MKS), im Moods usw. Gefordert in Sachen Frauenförderung sind aber auch die Veranstalter. Auch in den Programmen der letzten Schaffhauser Festivals sind nicht gerade viele Frauen zu finden. Man müsste sie vielleicht auch vermehrt suchen, beim Herumtelefonieren an sie denken, denn es gibt erwiesenermassen Frauen, die mindestens so gut sind wie ihre männlichen Kollegen.

SN: Mindestens so gut und auch anders? Gibt es eine weibliche Art, Musik zu machen?

Streiff: Eine schwierige Frage, aber ich denke schon, dass es das gibt: Die Arbeit mit der Boswiler «Oktode» bzw. mit «65» ist zum Beispiel von einer kommunikativen Spielhaltung geprägt. Niemand drängt sich in den Vordergrund, was ja gerade bei frei improvisierter Musik sehr leicht möglich wäre. Die Stärke liegt in der Verwebung der einzelnen Stimmen zu einem Ganzen und weniger in solistischen Eskapaden.

Schulkowsky: Es ist möglicherweise das «Weibliche» in uns, das dies mit sich bringt, das zwar jeder Mann auch in sich hat, genau wie auch wir das «Männliche» in uns haben, das Ehrgeizige, sich Vordringende. Bei der Frau ist die zurückhaltende Komponente womöglich stärker ausgeprägt, und das macht die Arbeit in unserem Oktett so speziell.

Interview: Patrick Nigg



Robyn Schulkowsky und Co Streiff von der Frauenband «65»

Grossartige Musik und harte Brocken

Luba. Die letzten beiden Abende des Jazzfestivals brachten einige absolute Leckerbissen an grossartiger, allerdings nicht immer leicht bekömmlicher Musik, mit einem vulkanmässigen Abschluss aus Brasilien am Samstag.

Wie erwartet wurde der Samstag zum jazzigsten und am besten besuchten der vier Abende, die Freitagskonzerte waren aber musikalisch interessanter. Die etwas undankbare Aufgabe, den Freitagabend vor noch wenigen Zuhörern und Zuhörerinnen zu eröffnen, löste der Posaunist Ives Massy mit seinem Quintett relaxed und humorvoll, mit baladesk-jazzigen Themen. Es war eine Musik zum Geniessen, vor allem wegen dem wunderbaren Ton von Massys Posaune und seinen warmen, lyrischen Improvisationen, die in ihrer Intimität etwas an diejenigen des Trompeters Chet Baker erinnern. Man hätte dem Welschschweizer allerdings, wie auf seiner CD «Nocturne schématique», etwas inspiriertere und eingespieltere Mitmusiker gewünscht, um diese schöne und leise Musik noch mehr zum Glücken zu bringen.

Ein Höhepunkt und eine Sensation

Ein sehr hottes «Dinner for Five» tischte vor nun vollem Saal anschliessend das Quintett gleichen Namens auf. Es war ein

grossartiges, Bauch, Kopf und Herz gleichermaßen sättigendes Mahl, mit vielseitigen, zeitgemässen Jazzkompositionen, vor allem der beiden Saxophonisten Peter Landis («Hasenjagd») und Omri Ziegele («Monkeys Dream»). Sehr schön wurden die verschiedenen Bausteine und Charaktere der Bandmitglieder in die Stücke eingewoben: die riffartigen Melodieläufe in den Duo-Einschüben der Saxophonisten, Geräuschsequenzen des aufregenden E-Bassisten Jan Schlegel, kräftige Unisonogrooves im Zusammenspiel mit dem ausgezeichneten Kontrabassist Herbert Kramis und – last, but not least – die humorvollen Statements des Pianisten Urs Voerkel zwischen Free-Clusters und Stride-Piano. Starke Soli von Landis auf dem Sopran und ein tief aus dem Bauch gespieltes Solo von Ziegele auf dem Alto pfefferten das Chili noch zusätzlich und liessen mich erst am Schluss merken, ohne eine Sekunde Wehmut, dass die Band ohne Schlagzeug spielte. Omri Ziegele gebührt überdies eine Rose für die genialsten Ansagen des Festivals – «what ever that means».



Sie würzten den Abend und das Dinner for Five: Peter Landis und Omri Ziegele an den Hörnern.

Was würde nun noch folgen, nachts um elf, als dritte Geschichte des Unit-Labels? Es folgte eine Sensation: eine unwahrscheinlich dichte Musik von Coltrancher Intensität und E-Musik-Konsequenz, dargeboten mit der Wucht einer Hard-Core-Band. Eine Verbindung zwischen Zwölftonmusik, seriellen und freien Teilen, Elektronik und perfekt strukturiertem Chaos – eine hochpräzise gespielte urgewaltige Mischung, die mich schlicht wegtischte. Die beiden Westschweizer Michel

Wintsch, Piano, und Michel Doneda am Sopransax und die beiden Deutschschweizer Martin Schütz, Cello und Effects, und Lucas Niggli, Schlagzeug, spielten unglaublich homogen in fast maschineller Perfektion schwierigste Kompositionen und rüttelten den «Röstigraben» mit einem auf Partitur ausgeschriebenem Erdbeben weg, dem sie sich in bestechenden go and stops annäherten. Es war ein harter Brocken, auch weil die Musiker bewusst immer wieder die Schmerzgrenze suchten, ein

sensationelles Konzert, qualitativ von europäischer Dimension, ohne Abstriche CD-würdig.

Es war aber auch einer jener Abendausgänge, wo einen anschliessend eine heftige Sehnsucht nach einer Gute-Nacht-Geschichte von John Lee Hooker befallen kann, mit höchstens zwei Griffen begleitet und viermal wiederholten Strophen – «what ever that means, babe, well, well, well...».

BERICHTE ÜBER DEN SAMSTAG UND EIN FESTIVALRÜCKBLICK FOLGEN IN DER MORIGEN AUSGABE.

Ein Tummelfeld der Experimentierlust



Intere Gefälligkeit bei Rodrigo Botter Maio (oben) oder Roberto Bossard (unten) am Samstag ...

rei fliessend und lyrisch war der erste Gang am Freitag mit der Gruppe «Nocturne Schématique» um den welschen Sänger und Posaunisten Yves Massy, und wer lauschte, wurde

ON DAN LEU UND PATRICK NIGG (TEXT)
UND ERIC BÜHRER (AUFNAHMEN)

entlich belohnt mit dieser nicht im eringsten schwerverdaulichen Nocturne. Schöne, warmer und doch raftvoller Posaunenton, subtiles Iand-Drumming, getrieben und vertiert von exzellentem Bass und quirlom Klavier. Dass alles so leichtfüssig herkommt, dass polyrhythmische Strukturen immer noch fliessen, uni-



sono gespielte Riffs nicht stören – das will gekonnt sein. Wie sich die Jungs den Ball immer wieder zuspielen, verspielt und doch ernsthaft, ergab eine Mischung von alter Weisheit und junger Lebendigkeit, wie sie nur entstehen kann, wenn die weiblichen Selten im Mann nicht unterdrückt werden.

Mit Kraft und Pfeffer

Eigentlich hätte an zweiter Stelle Urs Blöchlingers erweiterte Legfek-Band auftreten sollen. Urs Blöchliger hat sich aber von uns verabschiedet. Die verbleibenden Musiker haben die Band erweitert und servierten das Projekt «Dinner for five». Da waren starke Persönlichkeiten am Werk, und was sie erzählten, hatte Boden und zeugte von Erfahrung. Eine Band, die auch im Dunkeln stark ist. Obwohl sie keine Urs-Blöchliger-Memorial-Band sein will, spielte ein gutes Stück seines Erbes mit. Vor allem die Soli von Urs Voerkel (Piano und Orgel) und Omri Ziegle (Altsax), vermochten die Mächte des Dunkeln zu bändigen, ohne den Draht zum Diesseits zu verlieren: weltmeisterlich Eine Darbietung kleiner und grosser Köstlichkeiten.

Zuletzt die Altmeister

Es machte sich da und dort schon Erdmüdung breit, als «4 Europe» die

Am Samstag ging das 6. Jazzfestival Schaffhausen zu Ende. Ein Festival, das wie seine Vorgänger einen spannenden Querschnitt durch die aktuellen Entwicklungen in der Schweizer Jazzkultur zeigte – viele schöne Erlebnisse standen im Vordergrund, aber auch weniger Überzeugendes wurde geboten, und gerade das machte die vier Abende so interessant. Denn das Jazzfestival Schaffhausen will keine Vorzeige-Schau für Etabliertes und für grosse Namen, sondern ein Tummelfeld der Experimentierlust und ein wirklicher Spiegel der Schweizer Szene sein. Dieser Vorgabe wurden die Veranstalter Hausi Näf, Urs Röllin und Monika Niederhauser voll und ganz gerecht, wie auch ein Blick auf die letzten beiden Festival-Abende zeigt.



... und schwerere Kost für «Lauscher» mit «4 Europe» (oben) oder «Nocturne Schématique» (unten) am Freitagabend.

sprechend liess der runde, homogene Klang der «Roberto-Bossard-Group» den Zuhörer widerstandslos zurücklehnen, und die von den Bandmitgliedern komponierten Stücke besaßen genau das Verhältnis zwischen eingängigen Themen und mehr oder weniger freien Passagen, das auch dem ungeübten Zuhörer ein Mitkommen erlaubt. Andere hätten sich vor allem in den Solopassagen, in denen nicht nur Lars Lindvall (Trompete) mehr durch seine wunderbare warme Spielweise denn durch Originalität gefiel, vielleicht etwas mehr Druck und Aggressivität von «hinten» gewünscht.

Und noch ein Höhepunkt...

Eben dieses Mehr bot der Auftritt des jungen Zürcher Pianisten Chris Wiesendanger, der mit Peter Frei einen der besten Schweizer Bassisten für sein Trio gewinnen konnte. Wiesendanger lockte das ganze Spektrum von seelischen Befindlichkeitsvarianten aus seinem Instrument. Zwischen meditativ fließenden, leicht pulsierenden Passagen entluden sich wahre Pianogewitter auf der Bühne, und Peter Frei und Alfred Kramer (letzterer bis zum zweitletzten Stück fast zu zurückhaltend) hatten für diese emotionale Schnellzugfahrt fortwährend die Schienen zu verlegen. Ein zeitweises schweisstreibendes Erlebnis.

So war denn mancher Kopf schon überrollt, als Rodrigo Botter Maio mit seiner «Jazz via Brasil Group» zum Schlussbouquet ansetzte. Ein geschickter Zug der Veranstalter, dass hier wirklich leichte Kost (in durchaus positivem Sinne) geboten wurde. Kraftvoll zwar, aber nicht aufreibend, sondern eher vergleichbar mit einer wohlthuenden Massage, wirkte die Latin-Jazz-Gruppe. Ein ideales Finale für ein dankbares Publikum, das sich nach einer schönen, aber strapazenreichen Tour durch die manchmal schroffe Landschaft des neuen Jazz gerne von südamerikanischen Rhythmen verwöhnen liess.



Interview mit Jürg Solothurnmann

Breite Vielfalt in der Szene

Jürg Solothurnmann ist Saxophonist, Musikwissenschaftler und Publizist. Er wohnt und arbeitet in Bern und trat am Schaffhauser Festival mit dem Agasul-Orchester auf. Als Musikredaktor betreut er bei Radio DRS 2 die Sparten Jazz, Musikethnologie und zeitgenössische Entwicklungen. Wir unterhalten uns über Entwicklungen in der Schweizer Jazzszene.

Schaffhauser Nachrichten: Gibt es so etwas wie Schweizer Jazz?

Jürg Solothurnmann: Nein, so kann man das nicht sagen. Aber es gibt eine aktive Jazzszene in der Schweiz, wie in vergleichbaren Industrieländern auch. Da zeigen sich allerlei divergierende Entwicklungen, die unserer pluralistischen, vernetzten Situation zu entsprechen scheinen. Andererseits führen das wuchernde Wachstum und die ständige Verfügbarkeit der Musik zu einer Überfütterung und Desensibilisierung, einem Zustand, in dem nur noch simple starke Reize durchzudringen scheinen. Typisch für die Schweiz ist allenfalls die Sprachgrenze, wie sie auch im europäischen Raum manifest wird. So gibt es im germanischen Sprachraum eher höhere Ansprüche im Avantgardistischen, während im romanischen Sprachraum die tonalen, «folkloristischen» Momente überwiegen, die Musik – und auch der Jazz – tendenziell impressionistischer ist.

SN: Was stohst Du für Perspektiven im Jazz?



Jürg Solothurnmann, Saxophonist, Radiomacher und Musikwissenschaftler.

Solothurnmann: O ... eh, erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt. Jazz ist mit betroffen vom Dilemma, in dem sich kreative Musik allgemein befindet: zwischen einer hochspezialisierten Musikelite, die zunehmend in Isolation zu geraten droht, und einer unverblümt materialistischen Maschinerie der Musikproduktion und -distribution, welche das Aufnahmeverhalten für Musik entscheidend steuert. Jazz ist kaum mehr jene brisante, umstrittene Musik, jener Sinschel im fetten Fleisch der bürgerlichen Musikkultur. Jazzmu-

siker sind zum Teil von ihr vereinnahmt und integriert, teilweise in der Dissidenz. Diplomierte Jazzschulabgänger genügen sich häufig nur noch als Interpreten oder eine Art Kunsthandwerker, die den gängigen Konsumbedürfnissen möglichst gut entsprechen. Nur ein kleiner Teil entscheidet sich für ein Künstlertum mit all seiner Unsicherheit und Unbill. Das Resultat ist wahrscheinlich eine noch stärkere Aufspaltung in einen opportunistischen Teil, der Geld verdient und Presse macht, und einen radikalen Teil, der Ursprünge und Widersprüche sucht und künstlerisch umsetzt.

SN: Wie schätzt Du das Schaffhauser Festival ein?

Solothurnmann: Ich habe grossen Respekt vor den Leistungen dieser Leute, die das auf die Beine stellen, besonders heute, wo kontemporärer Jazz nicht gerade als «In-Musik» zu bezeichnen ist. Die Schweizer Szene hat dieses Festival nötig, wo nicht mit klingenden Namen Kasse gemacht werden soll, sondern wo Neues ausgelotet wird und aktuelle Strömungen spiegelt werden. Ich erhoffe mir noch eine bessere finanzielle Unterstützung durch die staatliche Kulturförderung und private Sponsoren, so dass der administrative Background noch etwas ausgebaut werden könnte. Wünschbar ist möglicherweise auch eine etwas breitere stilistische Vielfalt.

Interview: Dani Leu

Layout: «Jazz und soziale Geschichte», Theo Müll (Hrsg.), Chronos-Verlag 1994

Universale Dorfmusik

Das «Agasul-Orchester plus»

Es brauchte einiges an Umgewöhnung für die Ohren, als Jürg Solothurnmanns «Agasul-Orchester plus» einsetzte. Nach den dichtverbundenen Klängen der Frauenband «65», die ohne Wortführerin, ohne Ausbrüche und ohne Noten kommunizierte, wirkte das «Agasul-Orchester» anfänglich reichlich zickig und stellenweise gar lehrmeisterlich. Es war nicht immer klar, ob zum Beispiel der «Alpsegen» nun ernst gemeint war (auch das könnte ja eine Vorgabe für Jazzer sein), oder ob die Persiflage nicht ganz geglättet sei.

Doch mit der Zeit kam dann Power, woran der Drummer Ulrich Hirt als treibende Kraft grossen Anteil hatte. Als nach einiger Zeit auch das Alto-sax die richtige Intonation gefunden hatte, konnte die Band mit einem saternen Klangkörper aufwarten und zeigte meisterlich komplexes Hin- und Herpendeln zwischen kompositorischem Bewusstsein und freien Bewegungen

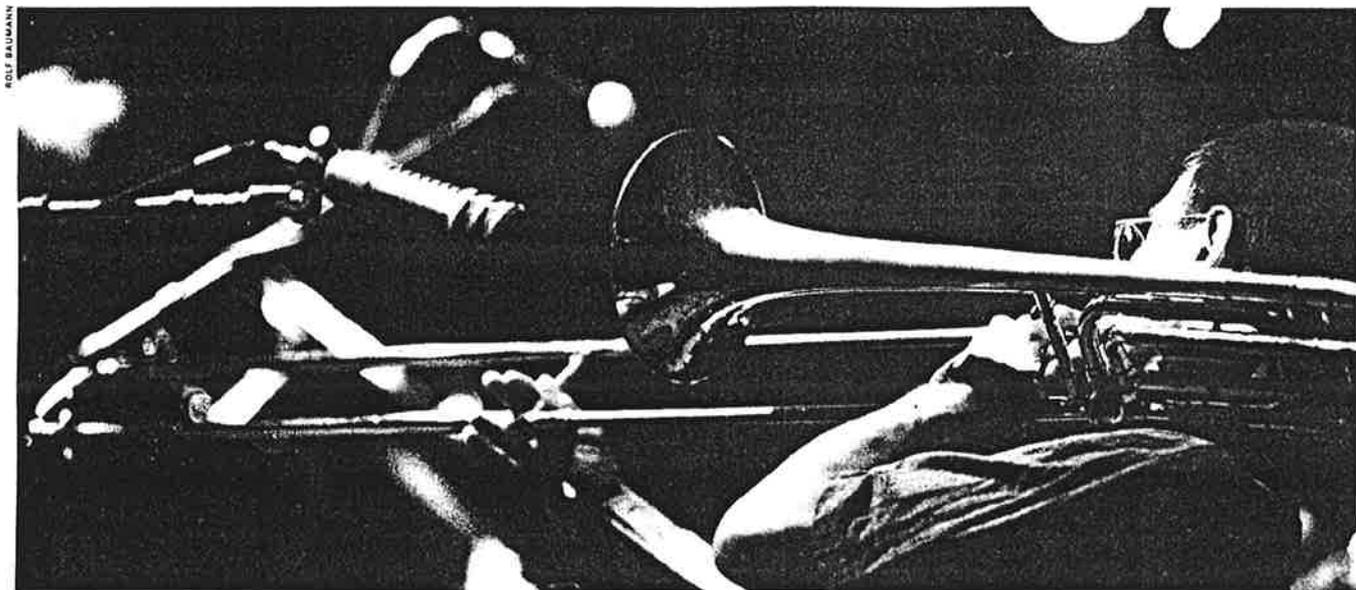
in den Strukturen. Auch in der Auswahl des Materials, das verarbeitet wurde, zeigte sich Vielfalt. Alt-schweizerischer Naturjodel fand ebenso Eingang wie bebopige Themen oder satirische Versuche aus dem Konzeptbereich, mit Titeln wie etwa «Die Schweiz wartet ab», «Der Stau hat sich aufgelöst» oder «Das Echo vom Chörl-Rain».

Glanzpunkt des Abends – oder gar des ganzen Festivals? – war eindeutig die Akkordeonistin und Sängerin Ingeborg Poffet, die eigens für dieses Konzert beigezogen wurde. Wunderbar war ihre Begleittrifft, und wenn sie dann sang, parallel oder harmonisch-rhythmisch versetzt vom Akkordeon begleitet, dann waren grosse Momente da. Ihre Stimme braucht den Vergleich mit Flora Purim nicht zu scheuen: Ingeborg Poffet – ein Name, den man sich merken sollte!

Dani Leu



Glanzpunkt des Festivals? Ingeborg Poffet, Akkordeonistin und Sängerin.



Ives Massy et la nuit trombonique.

Der Samstagabend des 6. Schaffhauser Jazz-Festivals

Inbrunst und Vulcanismo

Die drei Konzerte vom Samstagabend begeisterten das zahlreiche Publikum mit klassischem Jazz zwischen Hardbop, Trioimprovisation und Fusion brasilianischer Art. Während draussen der Regen die Wärmegrade einzeln in die Gullis spülte, stieg in der Kammgarn die Temperatur bis ins tropisch Süttige.

LUKAS BAUMANN

Um mein Herz gleich zu öffnen und die pseudoobjektive Ebene zu verlassen: Die drei Samstagkonzerte machten mir deutlich bewusst, wie subjektiv Konzertberichte und -kritiken sind, denn im Gegensatz zum grössten Teil des Publikums hielt sich

meine Begeisterung in Grenzen, schwankend zwischen Genuss, Ärger und Langeweile.

Diese Mischung plagte besonders beim Eröffnungskonzert der «Roberto Bosshard Group», welche einen gepflegten, aber belanglosen Hard-Bop-Jazz mit zum Teil schönen Soli – vor allem des ausgezeichneten

Gastsolisten Adrian Frey – spielte.

Die Frage sei aber erlaubt, was eigentlich kreative Jazzmusiker im besten Alter dazu bringt, ungebrochen im Stil der fünfziger Jahre zu musizieren und Themen zu schreiben – die ganz nahe an die Schmerzgrenze des Plagiats etwa von Kenny Burrell und Horace Silver-Stücken – gehen. Wäre es nicht ehrlicher und musikalisch zudem interessanter, die Originale zu interpretieren und den verehrten, falls noch lebendigen Urvätern, die Tantiemen zu gönnen? Auf der anderen Seite beschränkte uns der Gitarrist Roberto Bosshard mit einem im Trio eingespielten Ka-

lypso einen der ganz schönen Momente des Festivals.

Pathos und Dramatik

Die zweite Gruppe, ein klassisches Klaviertrio um den jungen Pianisten Chris Wiesendanger und den Schlagzeuger Alfred Kramer, wurde vom Publikum mit viel Applaus bedacht. Die drei Musiker spielten ein von starker Interaktion und hoher Musikalität geprägtes Set, musikalisch zwischen Jazz und Neo-Romantik, von Wiesendanger mit viel Klasse und Inbrunst dargeboten: er schreckte auf archaische Art weder vor romantischem Pathos noch russischer

Dramatik à la Rachmaninov zurück, was ihm hoch anzurechnen ist, mich aber zu den Drinks trieb. Eine Ohrweide waren die Bassoli des grossartigen Jazzpioniers Peter Frei in ihrer kompositorisch durchdachten Vielfalt, nahe bei den Themen der Stücke. Eine leider immer seltener Qualität.

Die brasilianischen Weltmeister

Die «Rodrigo Botter Maio Jazz via Brasil-Group» startete, kaum hatte der Schlagzeuger Kaspar Rast Platz genommen, trocken aus dem Stand von Null auf Hundertfüngig und blieb

dort oben. Sie spielte einen virtuoseren, etwas lauten und undynamischen Mix von Jazz und brasilianischer Fusion, wie etwa Flora Purim und Airtio, allerdings doppelt so schnell. Es war ein begeisterndes Set, aus überschäumender Spielfreude geboren, mit direkter Stossrichtung in den Körper und zwei jungen, sensationellen Urgewalten an E-Bass und Schlagzeug, die sich mit traumwandlerischen Doppelpässen durchs Set dribbelten.

Nicht ganz zu Unrecht hiess eine der geschmackvollen Kompositionen Botter Maios selbstironisch «Sehnscheideneentzündungsfabrik». Ein würdiger, Abschluss des Festivals.

Ein nicht wunschloser Rückblick

Das wichtigste Bandmitglied

Luba. Rückblickend auf die vier Abende sei ein im Programm nirgends erwähntes Bandmitglied, in vielen Gruppen aber entscheidender Freund und Helfer, gewürdigt: Der Notenständer (oder die Notenständarin).

Dieses fragile Möbelstück ist ein Symbol für die Komplexität des heutigen Jazz, seiner Entwicklung vom Blues zu einer harmonisch äusserst anspruchsvollen, grenzüberschreitenden Kunstform zwischen E-Musik und Rock, geworden. Seine Präsenz war unübersehbar, manchmal grösser als diejenige des Musikers dahinter, da das Utensil auch als Fetisch und Halbmastmodell für zu kurzfristiges Zusammenspiel missbraucht wurde. Es ist vielleicht kein Zufall, dass das lebendigste und vor allem emotionell tiefste und vielseitigste Konzert des Festivals, dasjenige der Frauenband «65», ohne diesen Fetisch von der Bühne gefangen nahm – während andererseits die klassisch geschulten Mitglieder der «4 Europe» mit ihrer komplexen

dierten. Die Gefahr besteht jedoch, dass ambitionöse Jazzmusiker in Dimensionen vorstossen, die sie auf der Bühne energetisch nicht mehr umsetzen können: Mitleiderregende Sklaven, die mit gruslig verdrehten Augen zwischen Emotion und Ständer (dem Notenständer natürlich) hin und her switchen. Eine einfache, nicht simple Geschichte, gut und aus vollem Herzen erzählt, ist eine Qualität (und ein Genuss), der austrocknen droht und dem Festival gut täte (Dank an Ives Massy und Omri Ziegele). «Dinner for Five» und die Kammgarnküche um Andi Bossert, George Freivogel und Barbara Häberli könnten hier als künstlerische Richtschnur dienen.

Leider hat sich der grossartige

ment und Saftigkeit auch ohne Notenständer vereinen, an diesem Festival selber verbraten. Aus diesem Gesichtswinkel der Wunsch an die Veranstalter, mit «cartes blanches», die zu Weihnachtseinkäufen verlocken, künftig zu geizen und, aus energetischen Gründen, mehr Frauen einzuladen: Das orgiastisch Eindimensionale und Kopflasti-

ge scheinen doch eher männliche Eigenschaften zu sein. Co Streiff, Stevie Wishart, Doro Schürch und Ingeborg Poffert würde ich gerne in anderen Zusammenhängen wieder hören. Zum Abschluss ein grosses Danke an die Organisator/innen und Helfer/innen für die meist grossen Konzerte in ihrer Vielfalt und die warme Ambiance.

